

Durch Veränderungen herausgefordert

Ein afrikanisches Vorbereitungstreffen zur Familiensynode

Auf die Außerordentliche Vollversammlung der Bischofssynode im Oktober, die sich mit der Familie befassen wird, richten sich große Erwartungen. Jetzt fand in Cotonou, der Hauptstadt des westafrikanischen Benin, eine Vorbereitungstagung zur Synode statt. Bischöfe und Experten aus ganz Afrika tauschten sich über die Situation der Familie auf dem Kontinent aus und versuchten, sich über ihren spezifischen Beitrag für die Synode klar zu werden. Der weltkirchliche Austausch könnte spannend werden.

Über 80 Teilnehmer aus 18 afrikanischen Staaten kamen im Juni dieses Jahres in Cotonou (Benin) zusammen, um auf Einladung der Vereinigung der afrikanischen Bischofskonferenzen SECAM (Symposium of Episcopal Conferences of Africa and Madagascar) über Fragen der Familie in Afrika zu diskutieren. Es sollte eine ehrliche Bestandsaufnahme werden, von welchen gesellschaftlichen Realitäten sich die Familie in Afrika herausgefordert sieht und wie diese gesellschaftlichen Realitäten die Familie in ihren tatsächlich gelebten Formen zu Beginn des dritten Jahrtausends prägen. Nicht ausgespart werden sollten dabei gerade auch auf dem afrikanischen Kontinent brisante Fragen wie die der Promiskuität, des vorehelichen Geschlechtsverkehrs, der Polygamie oder Homosexualität.

Gerade hinsichtlich der letztgenannten Frage hatten Stellungnahmen afrikanischer Bischöfe zuletzt für Irritationen nicht nur in Europa gesorgt, da sie sich anlässlich einer (in einigen afrikanischen Staaten wie Uganda zu beobachtenden) Ver-

schärfung der Strafgesetzgebung bei homosexuellen Handlungen positiv über diese Verschärfung der Gesetzgebung äußerten und Homosexualität als „widernatürlich“ und „unafrikanisch“ einordneten. Die Wahl von Cotonou als Tagungsort konnte symbolisch interpretiert werden: In Benin unterzeichnete *Benedikt XVI.* im November 2011 das nachsynodale Schreiben der zweiten Afrikasynode „Africae Munus“, in dem die Familie als das Modell der Kirche auf dem afrikanischen Kontinent dargestellt wird.

Als „Workshop“ bezeichnete die SECAM ihre Tagung zum Thema „Africa at the Extraordinary Synod on the Family: Organic Pastoral Solidarity and Contribution“, um auszudrücken, dass ein möglichst offener Austausch gewünscht wurde, der sich aus anthropologischer, kulturwissenschaftlicher und pastoraler Perspektive den Herausforderungen der Familie in Afrika stellt. Dabei ging es nicht darum, allzu voreilig schnelle

Antworten zu formulieren. Ausdrücklich verwies *Gabriel Mbilingi*, Erzbischof von Lubango (Angola) und Präsident der SECAM, auf Papst *Franziskus*, der zuletzt in „Evangelii gaudium“ einen hilfreichen Keil zwischen einer zu engen Verzahnung von kirchlichem Lehramt einerseits und der Formulierung von endgültigen Wahrheiten andererseits getrieben hatte (Evangelii gaudium Nr. 16).

Schon in seiner Begrüßungsansprache thematisierte *Antoine Ganyé*, Erzbischof von Cotonou und Vorsitzender der Bischofs-

Klaus Vellguth (geb. 1965), Dr. theol. habil., Dr. phil., Dr. rer. pol. und Dipl. Religionspädagoge (FH), ist Professor für Missionswissenschaft an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, Leiter der Abteilung „Theologische Grundlagen“ sowie Leiter der Stabsstelle „Marketing“ von *Missio* und Schriftleiter des „Anzeiger für die Seelsorge“.

konferenz von Benin, die Herausforderungen des traditionellen Bildes der Familie in Afrika durch Scheidung, Promiskuität, Polygamie, gleichgeschlechtliche Partnerschaften etc. und verwies angesichts der Transformationsprozesse der Familie auf die zweifache Notwendigkeit, das Evangelium in eine konkrete gesellschaftliche Situation hinein zu inkulturieren und zugleich die Gesellschaft durch die Kraft

des Evangeliums zu verändern. Dies stellt nicht nur eine hermeneutische Herausforderung dar, sondern impliziert letztlich das Aushalten eines Paradoxons, das stets dann besteht, wenn sich theologisches Denken nicht in konzentrischen Kreisen um einen einzigen Mittelpunkt legt, sondern ellipsenförmig um zwei Brennpunkte angeordnet ist.

Afrikanische Familienvielfalt

Auch wenn im Rahmen des Workshops der afrikanischen Bischöfe immer wieder (homogenisierend) von *der* Situation der Familie in Afrika gesprochen wurde, stellen sich schon die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen tatsächlich völlig unterschiedlich dar – und die Realität der Familie hat auch in Afrika zu Beginn des dritten Jahrtausends wenig mit dem von vielen Kreisen in der Kirche immer noch monopolistisch vertretenen Bild zu tun, das einem zunächst im 19. Jahrhundert in Europa geprägten Familienbild entspricht, welches sich angesichts des Wachstums der Städte und der Entwicklung des Bürgertums dort als normatives Ideal von Familie durchgesetzt hat. Eine statistische Erhebung belegt beispielsweise, dass in Südafrika heute nur noch jedes dritte Kind in einer Familie gemeinsam mit seinen beiden biologischen Eltern aufwächst.

Darüber hinaus stellt sich das Bild der Familie in Afrika ausgesprochen heterogen dar: In Kenia ist erst in diesem Jahr eine neue Familiengesetzgebung in Kraft getreten, die neben die Ehe eines Mannes mit einer Frau die traditionelle afrikanische, polygame Eheform eines Mannes mit mehreren Frauen stellt (nicht aber eine polyandrische Ehe einer Frau mit mehreren Männern zulässt) und darüber hinaus eigene Regeln für die

Ehe von Muslimen und Hindus enthält. Zahlreiche Länder (wie etwa auch Benin) verfolgen Homosexualität als Straftat, während in Südafrika die Regenbogenehe zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern inzwischen gesetzlich verankert ist und selbst in den Arbeitshilfen der südafrikanischen Bischofskonferenz (SACBC) die Familiendefinition der US-amerikanischen Bischöfe aufgenommen worden ist: „A family is an intimate community of life and love, bounded together for life by blood, marriage or adoption.“

Von einer Homogenität des Eheverständnisses auf dem afrikanischen Kontinent kann also kaum gesprochen werden. So benannte *Bony Guiblechon*, Ethnologe aus der Elfenbeinküste, insgesamt 40 verschiedene Familienformen, die ihm im Verlauf seiner Forschungen begegnet seien und in denen er unterschiedliche wirtschaftliche, gesellschaftliche und personale Bezüge identifizieren konnte. Guiblechon plädierte dafür, nicht (im Singular) von der Familie, sondern (im Plural) von Familien zu sprechen. Gerade angesichts dieser Heterogenität der familiären Realitäten in Afrika stellt sich die Frage, auf welches Konstrukt sich das Bild der Kirche als Familie Gottes tatsächlich bezieht und ob es im vergangenen Vierteljahrhundert vielleicht aufgrund verschiedener Familienbilder beziehungsweise Familienerfahrungen in verschiedenen Kontexten völlig unterschiedlich rezipiert worden ist.

Der nigerianische Kardinal *John Onaiyekan* (Abuja) wies darauf hin, dass die Zahl der Ehescheidungen auch auf dem afrikanischen Kontinent zunimmt, während parallel dazu die Dauer einer geschlossenen Ehe abnimmt. Im Gegensatz zu *Walter Kasper*, der mit Blick auf die Bedeutung eines kirchlichen Überdenkens bisheriger Positionen im Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen für die Katholiken in Europa sowie den USA zuletzt (wiederum) für eine pastorale Lösung in dieser Frage warb und dabei das Argument der Epikie beziehungsweise Oikonomia einbrachte, trat Onaiyekan im Rahmen der SECAM-Tagung im Blick auf Ehe und Familie in Afrika für ein Festhalten an den bekannten kirchlichen Positionen – gerade auch hinsichtlich einer (Nicht-) Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zur Kommunion – ein. Die vor schnelle Übernahme theologischer Positionen, die in den Ortskirchen Europas formuliert wurden, ordnete er als ein für Afrika problematisches Phänomen der Globalisierung ein, in deren Rahmen eine dominante Kultur versuche, eigene Werte anderen Kulturen überzustülpen.

In ein kosmologisches Verständnis eingebettet

Tatsächlich liegt dem afrikanischen Verständnis von Ehe und Familie ein tief in der eigenen Kultur verwurzelter Ansatz zugrunde, ohne dessen Verständnis so manche in Cotonou geäußerte Position zu Ehe und Familie kaum nachvollziehbar ist. Im Gegensatz zum bürgerlichen europäischen Eheverständnis, das den Charakter eines Rechtspaktes zwischen zwei Indi-

viduen besitzt, sowie dem sakramentalen Eheverständnis der Kirche, das metaphorisch-analog beziehungsweise unmittelbar sakral geprägt ist, ist das afrikanische Eheverständnis in ein ontologisches sowie kosmologisches Verständnis eingebettet, das weit über das die Ehe schließende Brautpaar hinausreicht und die Ahnen des Brautpaares ebenso einbezieht wie auch die künftigen Nachkommen des Paares.

Diese Einbettung in eine generationenübergreifende Kosmologie ist etwa damit verbunden, dass der Ehe und Familie in Afrika primär die Funktion zukommt, Leben weiterzugeben. Einerseits wies *Mathieu Ndomba* (Kongo-Brazzaville) darauf hin, dass in diesem Aspekt ein wichtiger kulturverbindender Ansatzpunkt zwischen einem traditionellen afrikanischen und einem christlichen Eheverständnis vorliegt. Andererseits entsprechen – dies kam in Benin deutlich zur Sprache – gerade auch polygame Lebensformen diesem traditionellen afrikanischen Konzept, und so ist die Polygamie in vielen Regionen Afrikas auch heute noch die übliche Lebensform eines Mannes (beziehungsweise in matrilinearen Kulturen: der Frau). Die Polygamie erfüllt neben sozialen und wirtschaftlichen Dimensionen nicht zuletzt die Funktion, dass ein Mann (in patrilinearen Kulturen) beziehungsweise eine Frau (in matrilinearen Gesellschaften) das Leben weitergeben.

Matriachale oder bilineare Strukturen statt Gender-Konzeption

Das kosmologische Konzept Afrikas akzentuiert tatsächlich anders als das westlich geprägte, primär das Individuum betrachtende Konzept und kann dieses westliche, den Menschen aus einer generationsübergreifenden Verantwortung fatalerweise herauslösende Konzept hilfreich ergänzen. Für die Kirche dürfte mit Blick auf ein afrikanisch geprägtes Eheverständnis die Herausforderung darin liegen, den sakralen Charakter, das gemeinschaftsbezogene kosmologische Konzept sowie den dynamischen Charakter des traditionellen afrikanischen in ihr sakramentales Eheverständnis zu integrieren. Die metaphorischen Bezüge, die im traditionellen katholischen Verständnis einer Eheschließung mitschwingen, bieten dazu zahlreiche Anknüpfungspunkte.

Welche Bedeutung dabei einer (immer noch anstehenden) Inkulturation des christlichen Ehekonzeptes zukommt, wurde in Cotonou deutlich, als ein Vertreter aus Nigeria die Aneinanderreihung verschiedenster Eheschließungs-Zeremonien in seiner Heimat darstellte: Zunächst einmal wird in der Dorfgemeinschaft die traditionelle Ehezeremonie vollzogen. Dieser kommt nach wie vor gerade in ländlichen Regionen die größte Bedeutung zu. Im Anschluss daran wird die Ehe zivilrechtlich vollzogen, und abschließend wird die Eheschließung kirchlich gefeiert. Wenn der Gestaltung der kirchlichen Hochzeit kein kulturverbindendes Verständnis zugrunde liegt, kann diese schnell zum Appendix einer tief in der afrikanischen Tradition verwurzelten Festkultur degenerieren.

In gleich mehreren Vorträgen gingen Teilnehmerinnen aus Kenia, Ruanda, Uganda und Burkina Faso auf die Situation der Frauen in der afrikanischen Familie und Gesellschaft ein, denn sie sind es, die das Rückgrat der Familie bilden. „Africae Munus“ hält fest: „Frauen in Afrika leisten mit ihren zahlreichen Talenten und ihren unersetzlichen Gaben einen großen Beitrag zur Familie, zur Gesellschaft und zur Kirche“ (AM 55). Dennoch werden Frauen in Afrika auch heute noch wie Menschen zweiter Klasse behandelt, beklagte *Veneranda Mbabazi* (Uganda). Sie zeigte auf, dass Frauen einen Großteil der familiären Last zu tragen haben, während ihr Engagement bei der Kindererziehung, im Haushalt und als Erwerbstätige kaum gewürdigt werde: Meist sind es die Männer, die wesentliche Entscheidungen für ihre Familien treffen, Frauen müssen sich fügen. Rigide Rollenaufteilungen sind immer noch dominant. Männer, die sich im Bereich der Kindererziehung engagieren, gelten in vielen Regionen Afrikas als suspekt.

Exemplarisch wurde auf die Situation in einigen ländlichen Gegenden Ugandas verwiesen. Wenn Männer sich dort im Bereich der Kindererziehung engagieren, geht bald das Gerücht um, diese Männer seien „irgendwie verhext“. Noch existieren in Afrika die klassischen Frauen- und Männerdomänen, wobei Frauen nach wie vor von den Machtpositionen ausgeschlossen sind. In der Politik sind Frauen kaum vertreten – nur in zwei Ländern Afrikas (Liberia und Zentralafrikanische Republik) steht der Regierung gegenwärtig eine Frau vor. Umso wichtiger sei es, die Rolle der Frauen in der afrikanischen Familie und Gesellschaft neu zu überdenken.

Gender-Ansätze, wie sie beispielsweise in Europa diskutiert werden, wurden von den in Cotonou versammelten Bischöfen und Theologen eher kritisch bewertet. Während die einen Referentinnen in westlichen Gender-Ansätzen einen Verrat an afrikanischen Werten erkannten, Frauen in ihrer Weiblichkeit missachtet und die traditionelle Rolle der Frau als Gebälerin und Mutter einer Familie bedroht sahen, kritisierten andere mit Blick auf die Herkunft dieses Ansatzes, dass das Genderkonzept ein westliches Konzept sei, das Afrika nicht im Rahmen eines „westlichen Kulturimperialismus“ aufoktroiiert werden dürfe.

Beatrice Fayé, Ordensschwester und Philosophin aus dem Senegal, knüpfte an diese Thesen an und schlug vor, anstelle der Rezeption des westlichen Gender-Ansatzes den Ansatz einer matriarchalen Gesellschaftsstruktur als spezifisch afrikanisches Konzept zur Sprache zu bringen. Sie zeigte am Beispiel ethnischer Gruppen in Äthiopien, Ghana, der Elfenbeinküste, Togo, Benin, Kongo, der Zentralafrikanischen Republik sowie dem Sudan auf, dass matriachale beziehungsweise matrilineare Gesellschaftsstrukturen in allen Teile Afrikas anzutreffen seien und dass die positiven Erfahrungen mit diesen Strukturen ein originärer Beitrag Afrikas für die Diskussion der Bischofssynode zur Familie sein könnte. Sie würden auf einem Familienbild basieren, in dem die Frau der Familie vorsteht, die Beziehung zwischen einer Mutter und ihrem Kind als das

Fundament einer Gesellschaft angesehen wird und der Frau als Mutter eine wesentliche Rolle beim Aufbau der Gesellschaft und der Weitergabe gesellschaftlicher Werte zukommt.

Anknüpfend an diese Ausführungen von Fayé erinnerte eine Vertreterin aus der Demokratischen Republik Kongo an das Pastoral Schreiben der SECAM „Die Kirche in Afrika: Kirche als Familie Gottes“ aus dem Jahr 1998, in dem neben matrilinearen und patrilinearen Traditionen auf die Existenz bilinearer Traditionen in Afrika verwiesen wird. Gerade die Erfahrung mit der Bilinearität könnte – besser noch als Erfahrungen mit der Matrilinearität – ein Beitrag Afrikas zur Erneuerung der Familie sein.

Homosexualität im afrikanischen Kontext

Nun ist es ein Verdienst, wenn die afrikanische Kirche sich in Cotonou darum bemüht hat, nicht einfach außerafrikanische Konzepte zu rezipieren, um sie später in die synodale Diskussion in Rom als afrikanische Beiträge einzubringen, sondern die Situation der Familie in Afrika aus einer eigenen Perspektive zu betrachten und darüber hinaus eigene Ansätze zu artikulieren – wie beispielsweise mit Blick auf das Verhältnis von Frauen und Männern in der Familie. Doch wie ist dieses Bestreben zu bewerten, wenn bei einem solchen bewusst als „spezifisch afrikanisch“ verstandenen Diskurs Konzepte zur Sprache kommen, die aus europäischer Perspektive nur äußerst schwer zu verdauen sind – und dabei heftige Magenschmerzen hinterlassen?

Richard Rwiza, Ordinarius für Moraltheologie an der Katholischen Universität von Ostafrika in Nairobi, ging im Rahmen der Tagung in Benin auf die Frage ein, wie eine „Regenbogen-ehe“ aus afrikanischer Perspektive zu bewerten sei. In seinen Ausführungen zur Homosexualität bewegte Rwiza sich „sicher“ auf einem vom kirchlichen Lehramt genau abgesteckten Terrain: Er erwähnte Theorien, nach denen homosexuelle Neigungen entweder angeboren oder erworben seien, unterschied zwischen sexueller Orientierung einerseits und sexuellen Handlungen andererseits und verwies auf die kirchliche Lehre, die sich an einem göttlichen Willen orientiert, der in der Natur abzulesen sei. Pastorale Aufgabe der Kirche sei es demnach, so Rwiza, die Menschen in Afrika auf die Widernatürlichkeit von Homosexualität hinzuweisen. Auffällig war an den Äußerungen des Moraltheologen aus Kenia, dass sie im Rahmen der SECAM-Tagung (beinahe) widerspruchsfrei hingenommen wurden.

Was zunächst aus europäischer Perspektive erstaunt, ist mit Blick auf das traditionelle afrikanische Eheverständnis jedoch nachvollziehbar. Denn tatsächlich besteht ja eine fundamentale Spannung zwischen afrikanischen Konzepten einer Ehe, in deren Zentrum primär die Weitergabe des Lebens steht, sowie dem Konzept einer nicht auf Fortpflanzung ausgerichteten

gleichgeschlechtlichen Ehe. Hier zeigte sich in Cotonou, dass mit Blick auf die kontrovers diskutierte Frage gleichgeschlechtlicher Partnerschaften nicht einfach Affirmationen vorgetragen und Positionen bezogen werden können, um der Frage interkulturell angemessen gerecht zu werden.

Dass Rwiza seinem Vortrag die Bemerkung vorausschickte, eigentlich sei mit Blick auf die Frage der Bewertung von Homosexualität ja bereits alles gesagt, das Lehramt habe sich dazu schließlich deutlich geäußert, zeugte aus europäischer Perspektive betrachtet zwar zunächst einmal für ein mangelndes Problembewusstsein. Doch es erfordert mit Blick auf den interkulturellen Dialog vermutlich die Bereitschaft, Fragen der Homosexualität (nicht für Europa, aber für Afrika) noch einmal neu zu reflektieren und dabei zu verstehen, welche kulturellen Konzepte manch einer schwer verdaulichen Aussage zugrunde liegen, da erst eine Weitung traditioneller kultureller Konzepte dazu führen könnte, bestimmte Formen von Partnerschaft und Ehe aus afrikanischer Perspektive neu zu bewerten. Dies ist allerdings viel verlangt gerade von all den Diskussionsteilnehmern, bei denen durch die Diskriminierung von Homosexualität in Europa oder den USA Wunden entstanden sind, die erst allmählich verheilen.

Das Fremde im weltkirchlichen Diskurs aushalten

Mit Blick auf die in Cotonou geäußerte Position zur Homosexualität soll eine zugegebenermaßen aporetische Anmerkung zum Verhältnis von materialer Aussage und formaler Dialogkultur im weltkirchlichen Diskurs hinzugefügt werden. Muss nicht gerade akzeptiert beziehungsweise toleriert werden, dass eine in Europa längst als überwunden geglaubte Position zur Homosexualität nun von Vertretern afrikanischer Ortskirchen vertreten wird und auf allgemeinen Zuspruch stößt? Kann die von Kardinal Onaiyekan vorgebrachte Affirmation, Homosexualität sei (ebenso wie der Feminismus) nicht in der afrikanischen Kultur verwurzelt, sondern ein westliches Konzept, aus europäischer Sicht (fast schon ein wenig peinlich berührt) als deplatziert bewertet werden?

Dies würde die Frage provozieren, ob kontextuelle Ansätze nur dann akzeptiert würden, wenn sie in das eigene theologische Referenzsystem passen oder dieses sogar argumentativ stützen. Wie weit muss man als Vertreter einer kontextuellen Theologie (im Bestreben, einen Eurozentrismus in der Theologie zu überwinden) gehen, wenn es darum geht, den Ortskirchen eigene – gerade auch fremd anmutende – theologische Positionen zuzugestehen? Geht kontextuelle Theologie gerade einmal so weit, wie das eigene westlich geprägte theologische Denken sowie der darum gelegte eigene Toleranzrahmen reichen? Was bedeutet die Wertschätzung der Ortskirchen mit ihren kontextuellen Perspektiven und Theologien für einen gleichberechtigten Dialog auf der anstehenden Bischofssynode und in einer Weltkirche, deren Mehrheit längst auf der südlichen Hemisphäre lebt? Fragen, die Rwiza

mit seinem in Europa „kaum mehr salonfähigen Ansatz“ indirekt aufgeworfen hat und die nicht so schnell zu beantworten sein dürften.

Es ist ein Verdienst der neuen SECAM-Leitung unter Erzbischof Mbiligi, dass die Vereinigung der afrikanischen Bischofskonferenzen im Vorfeld der Bischofssynode in Rom zu einem panafrikanischen theologischen Workshop eingeladen hat, um Perspektiven für eine afrikanische Theologie der Familie zu entwickeln. Die Kirche in Afrika dürfte hier von der Vereinigung der asiatischen Bischofskonferenzen (FABC) sowie insbesondere von der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen (CELAM) gelernt haben, deren Vertreter in der Vergangenheit dadurch auffielen, dass sie im Rahmen von Bischofssynoden pointiert Stellung beziehen und dabei auf Aussagen der von ihnen zuletzt auf kontinentaler Ebene erarbeiteten Dokumente verweisen konnten.

Ein weltweiter Dialog steht an

Explizit erinnerte der Jesuit *Paul Béré* (Elfenbeinküste) in Cotonou an die Erfahrung afrikanischer Theologen, dass Bischöfe aus Lateinamerika während der Synode zur Neuevangelisierung im Jahr 2013 auf „Aparecida“ verweisen und ihrem Votum damit ein eigenes Gewicht verleihen konnten. Wünschenswert gewesen wäre angesichts dieser Perspektive und angesichts der Herausforderung, als afrikanische Kirche mit einer gemeinsamen Stimme zu sprechen, sicherlich eine noch stärkere Beteiligung der Bischöfe Afrikas an dem von der SECAM organisierten Workshop. Doch hier zeigt sich, dass die SECAM (noch) nicht den kontinentalen Stellenwert und Rückhalt einer CELAM oder FABC unter den Bischöfen besitzt. Darüber hinaus trägt auch die Sprachtrennung Afrikas in eine anglophone, eine frankophone und eine lusophone Fraktion ihrem Teil zur kirchlichen Zersplitterung des Kontinents bei – selbst wenn bei der Wahl des SECAM-Präsidiums penibel genau darauf geachtet wird, dass alle drei Sprachgruppen gleichermaßen im Leitungsgremium vertreten sind.

Dennoch war Cotonou ein wichtiger Schritt: Im Anschluss an die Tagung wird ein Abschlussdokument formuliert werden, das die afrikanischen Bischöfe im Reisegepäck haben werden, wenn sie sich auf den Weg zur Bischofssynode in Rom machen, um dort die Frage zu beantworten, wie die Realität der Familie in Afrika aussieht, vor welchen Herausforderungen sie steht und welche Impulse Afrika für zukunftsfähige familiäre Strukturen und Familienbilder geben kann. Dieses Dokument, so betonte Kardinal Onaiyekan, der selbst bereits an mehreren Synoden teilgenommen hat und um die Bedeutung einer panafrikanischen Vernetzung im synodalen Diskurs weiß, wird einen wesentlichen Beitrag dazu liefern, dass die afrikanische Kirche in Rom wichtige in der afrikanischen Kultur verwurzelte Impulse zu Fragen der Familie beisteuern kann.

Wenn die afrikanischen Bischöfe die Situation der Familien in Afrika thematisieren, werden die Alltagsrealitäten von Polygamie, Androgamie, traditionellen religiösen Ehezeremonien die Diskussion der Synode weiten und spezifisch afrikanische Aspekte der Familie zur Sprache bringen, die bislang höchstens als (eigentlich schon überwunden geglaubtes) „exotisches Randphänomen“ im Blickfeld europäischer Theologen und Bischöfe zu hören sein. Auch werden aus Afrika eher kritische Töne des Unverständnisses beziehungsweise der Ablehnung auftauchen, wenn Bischöfe und Theologen aus Europa und den USA versuchen werden, eine Öffnung der kirchlichen Haltung und Pastoral zu Fragen der Homosexualität zu erreichen. Die von *Louis Portella Mbuyu*, Bischof von Kinkala (Kongo-Brazzaville) und Vizepräsident der SECAM, sorgfältig konzipierte Tagung in Cotonou lässt ahnen: Es werden tatsächlich Welten aufeinandertreffen, wenn im Oktober in Rom die Bischöfe aus aller Welt zur außerordentlichen Synode zusammenkommen werden.

Die Kunst bei diesem Aufeinandertreffen verschiedener kultureller Welten wird darin bestehen, als Synodenteilnehmer nicht einfach die besseren Argumente gegenüber dem unverständlichen Anderen formulieren zu wollen beziehungsweise diesem mit einer möglichst großen affirmativen Kraft (hinter der sich tatsächlich eine „getarnte kulturelle Überheblichkeit“ verbergen könnte) zu begegnen, sondern mit der notwendigen interkulturellen Empathie hermeneutisch zu vermitteln – und dabei in Kauf zu nehmen, dass die eigene Position durch das – zunächst vielleicht sogar schockierende – Andere (gerade in den sensiblen Bereichen von Ehe und Familie) in Frage gestellt wird.

Die Kirche hat sich auf einen langen Weg gemacht, ihre eigene (nicht zuletzt europäisch geprägte) Provinzialität zu überwinden und Weltkirche zu werden. *Karl Rahner* stellte nach dem Zweiten Vatikanum noch vorsichtig formulierend fest, das Konzil sei „in einem ersten Ansatz, der sich erst tastend selbst zu finden sucht, der erste amtliche Selbstvollzug der Kirche als Weltkirche“ gewesen. Einen großen Schritt vorwärts in Richtung Weltkirche machte die Kirche, als sie im vergangenen Jahr einen Nicht-Europäer zum Papst gewählt hat. Doch nun muss sie lernen, sich auf den oft verschlungenen, nicht immer komfortabel asphaltierten Wegen der Weltkirche zu bewegen. Die Kirche versteht sich ja – wiederholt haben die afrikanischen Bischöfe und Theologen in Cotonou auf die afrikanische Ekklesiologie verwiesen – als Familie Gottes. Damit eine Familie tatsächlich „funktioniert“, muss sie Dissens aushalten, eine Diskussionskultur entwickeln und Rollen immer neu aushandeln, um den Bedürfnissen und dem jeweiligen Entwicklungsstand ihrer Mitglieder zu entsprechen. Wenn die Kirche als Familie Gottes im Oktober in Rom zusammenkommt, wird ihr nicht nur von ihren afrikanischen Familienmitgliedern genau diese Fähigkeit und Dynamik aberverlangt werden, die eine Voraussetzung dafür ist, dass die Kirche an der Verschiedenartigkeit ihrer Mitglieder nicht zerbricht, sondern letztlich wachsen wird.

Klaus Vellguth